

Gegen 5 Uhr machten wir in einem kleinen esthnischen Dorfe (die Bauern sind hier herum lauter Esthen) Halt, um uns zu stärken. Da gabs freilich nicht solche Wirtschaften, wo man gleich Kaffee, Bier und ich weiß nicht was alles bekommen kann. In den „Krug“, wie man dort die Schenke nennt, gingen wir gar nicht, denn dort gibts außer Schnaps und schlechtem Bier gewöhnlich nichts, sondern in eines der besten Bauernhäuser und baten um eine Schale voll Milch und Brot. Für einige Kopfen bekamen wir von beiden genug und pilgerten dann weiter.

Wegweiser gibt's in Rußland wenig, denn die meisten Bauern könnten sie doch nicht brauchen, da sie nicht zu lesen verstehen, und so muß man sich stets darauf gefaßt machen, daß man sich verirrt, wenn man einen Weg zum ersten Male macht. Und letzteres war heute der Fall. Bis hierher hatten wir die größere Fahrstraße benutzen können, jetzt aber ging's einen viel schlechteren und wenig benutzten Weg durch den Wald.

So lange es noch hell war, marschierten wir fröhlich darauf los, und plauderten über allerlei. Schließlich müssen wir doch irgendwo auf jemand treffen, der uns Auskunft über den Weg nach der Forstei Wardenberg geben kann. Wenn nicht, — na so führt der Weg doch irgendwo hin! Vielleicht in ein Bauerndorf in der Nähe. Mein Freund, der Nefte des Försters, hatte diesem freilich geschrieben, daß wir heute Abend kämen.

Allmählich aber war es immer düsterer unter den langen Zweigen der alten Tannen, und hin und wieder sah ein von Wurzeln umrankter Felsblock geradezu entsetzlich unheimlich aus. Schon fing es an, so zu gehen, wie Göthe sagt: „Die Nacht schuf tausend Ungeheuer!“ Unser Gespräch verstummte, und unsere Stimmung sank ein klein wenig. Heimlich war es jedem, „im Busen bang,“ aber wir waren zu stolz, dergleichen einander zu offenbaren.

Plötzlich — was war das? Wir standen beide still und lauschten. Ein fernes mächtiges Rollen und Brausen tönte von links, wohin sich unser Weg mehr und mehr wandte, ganz deutlich herüber.

„Das Meer!“ rief mein Freund Apel Malthorst.

„Aber dann sind wir ja schrecklich weit links ab!“ sagte ich bedenklich. „Nach unserer Karte liegt die Forstei Wardenberg

etwa zehn Werst vom Strande entfernt, und wir sind hier in einer Viertelstunde an der See!“

„Das stimmt! Na, da muß sich mein Onkel schon heute Abend ohne uns trösten, und die gebratene Gans wird morgen ebenso gut schmecken!“ lachte er.

„Gänsebraten wäre mir Nebensache, — wenn ich nur meine Knochen heute Abend unter Dach und Fach bringen könnte,“ meinte ich. „Im Juni oder Juli schläft man ja schon einmal im Walde, — aber jetzt Ende August, — was würde deine Mama dazu sagen, die immer so ängstlich mit Dir ist?“

„Abwarten! Vielleicht kriegen wir noch ein feines Nachtlager.“ Nach etwa zehn Minuten, — die Dämmerung hatte starke Fortschritte gemacht, — waren wir am Strande. Dunkel und unheimlich sah das Meer aus; nur an den Felsen der Küste spritzte es weiß auf, wo die Brandung sich brach.

„Wohin jetzt?“ fragte ich. „Hier ganz nahe ist ein kleines Fischerhaus, — da nehmen uns die armen Leuten gewiß gern auf und man kann sich ruhig ausschlafen, während dort das große Haus am Strande ein Krug zu sein scheint. Da gibts Lärm und Unruhe!“

„Ach was, da ist aber Licht, und schließlich kriegt man da etwas für sein Geld. Es ist ja auch noch zu früh, schlafen zu gehen. Sei kein altes Weib! Vorwärts!“ rief Apel übermütig.

So gingen wir denn nach dem Hause, aus dem ein Lichtschimmer hinaus ins Dunkle fiel, und fanden einen ziemlich großen, ordentlichen Krug. Rechts ein großer Schuppen, wo die Fuhrleute gleich mit Wagen und Pferden hineinfahren konnten, in der Mitte die Wirtsstube, sauberer und heller als gewöhnlich, und links Wohn- und Wirtschaftsräume des Schenkers.

Wie wir eintraten, fuhren die drei esthnischen Bauern, die am großen Wirtstisch saßen und Karten spielten, etwas zusammen, — oder schien es mir nur so. Eine große Petroleumlampe, die von der Decke herabhing, gab genügendes Licht, um ihre Mienen zu beobachten. Der Wirt, eine stämmige, gemütliche Gestalt, antwortete auf unsern esthnischen Gruß und lachte uns aus, als er hörte, daß wir nach der Forstei Wardenberg wollten.

„O die liegt fast drei Stunden weit von hier. Da seid ihr

zweimal falsch links abgebogen! Na, nun nächtigt bei uns und geht morgen am hellen Tage weiter!"

Wir bestellten uns Eier und Butterbrot und Bier, obschon das gewöhnlich in solchen abgelegenen Krügen sauer zu sein pflegt.

Dann setzten wir uns an denselben großen Tisch, an den die Bauern saßen, und Apel, der besser esthnisch verstand als ich, war sofort in lebhafter Unterhaltung mit ihnen begriffen. Mißtrauisch blickten die Leute uns wohl zuerst an, ich konnte ein geheimes Grauen gegen diese drei finsterblickenden Männer nicht verwinden, bald aber huschte etwas wie ein Schein von Behagen über diese Züge.

Apel erzählte ihnen Wunderdinge aus den Zeitungen — Die Zuhörer hatten außer der Bibel und dem Gesangbuche gewiß noch nichts gelesen, wenn sie überhaupt zu lesen verstanden — oder aus den Kenntnissen eines Gymnasiasten von Geschichte und Geographie.

„Na, das hat der deutsche Jungherr, frech gelogen!“ unterbrach ihn plötzlich der eine, die Erde sei rund und drehe sich.

„Woher?“ fragte Apel verblüfft.

„Natürlich,“ nickte der andre Esthe, „wenn das wahr wäre, dann müßten unsere Steinzäune schon längst umgefallen sein.“

Der dritte schob den Kautabak in die andere Backe, und meinte würdig:

„Ich bin auch in der Welt herumgekommen, aber solchen Blödsinn habe ich nie gehört! Wie ich in Kronstadt war, traf ich einen andern Matrosen, der in der ganzen Welt herumgereist war, der hat mir viel Wunderdinge erzählt, aber so etwas! Nein! Jener hätte doch etwas davon spüren müssen, er war nach Süden so weit gefahren, daß die Masten am Himmel anstießen, weiter konnte man nicht, und nach Norden so weit, daß es so kalt wurde, daß das Feuer nicht mehr brannte! Aber davon, daß die Erde rund ist und sich dreht? Nein, so etwas braucht ihr uns nicht aufzubinden!“

Als wir nun über seine Ungeheuerlichkeiten lachten, wurden die Esthen empfindlich und schimpften über die Deutschen im allgemeinen und uns im besondern.

Vorsicht, die nicht nur Mutter der Weisheit, sondern auch Pate des Porzellanschrankes ist, wie unser alter Nachbar immer

sagte, lehrte uns jetzt den Mund halten. Unsere Stimmung war so wie so etwas peinlich gedrückt, da wir diesen drei starken Männern gegenüber geradezu wehrlos waren. So unterhielten wir uns denn mit dem gutmütiger aussehenden Gastwirt über allerlei anderes. Wieder war Apel der Unglücksmensch, der, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, ganz harmlos von dem Schmuggel erzählte, der hier an der Küste von Schweden und Preußen herüber getrieben werde, und hinzufügte: „Wie wir hierherkamen, sah ich fern auf dem Meere ein Licht. Wenn das nicht der Leuchtturm von Pifanees war, dann war das gewiß ein Signal, das solch ein Schmugglerschiff seinen Kameraden am Lande gibt“.

Der Wirt veränderte seine Miene und bückte sich hustend hinter den Schenktisch. Einer der Bauern aber war aufgesprungen, hatte blitzschnell ein Messer gezogen und näherte sich Apel mit dem Ruf: „Das hast du um dein Leben geredet, Deutscher!“ Ich schrie laut auf, als ich das Messer blinken sah, und hob unwillkürlich meinen Stoc gegen den Angreifer. Im selben Augenblick sprangen aber auch die andern Bauern auf und hielten den Rasenden zurück.

„Wollen wir fliehen?“ flüsterte ich auf deutsch dem bleich und still gewordenen Kameraden zu. Wie erschraf ich aber, als der Wirt mit ein paar starken Sprüngen an der Thür war und sich breit davor stellte. Hatte ich doch gerade von ihm Hilfe erwartet.

Die Esthen schienen sich leise zu beraten. Plötzlich hörte man draußen in einiger Entfernung eine laute Stimme, die russische Worte rief. Zu gleicher Zeit schien es mir, — in solchen Augenblicken großer Erregung sind die Sinne besonders angespannt und und scharf in dem Aufnehmen äußerer Eindrücke, — als wäre der Hufschlag mehrerer galoppierender Pferde vernehmbar.

„Die Grenzreiter!“ rief der Wirt gedämpft.

Im selben Augenblick erlosch die Lampe. Ich weiß nicht, wer sie auslöschte. Wir hatten aber auch keine Zeit, nachzudenken, denn im nächsten Augenblick wurden wir von groben Fäusten gepackt, gefnebelt und aufgehoben.

„In den Keller!“ flüsterte der eine.

„Nein, in die Milchammer!“ sagte die Stimme des Wirtes.

Wenige Minuten später lagen wir auf dem feuchtkalten Fußboden einer kleinen dunklen Kammer — unsere Ranzen und Mützen schleuderte jemand noch herein, dann ward die Tür geschlossen und wie es schien, auf der Außenseite mit Holzgeräten oder Fässern verstellt. Das Atmen war mir ershwert, und ich würgte und würgte, weil mir der Speichel bei der schrecklichen Lage auf die unangenehmste Weise zusammenlief. Durch diese ruckartigen Bewegungen mit dem Kopf aber wurde das grobe Tuch, das man mir in den Mund gestopft hatte, nach vorn getrieben, und wie ich erst die Zunge frei hatte, half ich mit, bis es glücklich heraus war.

„Gott sei Dank! Ich kann wieder atmen!“ sagte ich leise. Ein unartikulierter Laut meines Kameraden zeigte mir, wo er liegen mußte. Um ihm zur gleichen Wohltat zu verhelfen, schob und drückte ich meinen gefesselten Körper neben seinen, und es gelang mir, mit den Zähnen seinen Knebel, ein paar dicke wollene Handschuhe, herauszuziehen.

„Puh!“ machte der unverwüßliche Junge. „Das war ein böses Abendbrot. Wollene Handschuhe und dazu nicht rein und dazu so aufdringlich einem in den Mund geschoben!“

„Junge, laß die Albernheiten! Was sollen wir anfangen?“

„Schlafen! Diese Bauern sind offenbar Schmuggler und fürchten, wir würden sie verraten. Jetzt während der Nacht werden sie uns liegen lassen, und wenn die Ware geborgen ist, morgen früh, lassen sie uns laufen. Es ist nur seit sechzehn Jahren so ein ungewohntes Ding, eingewickelt wie ein Säugling zu schlafen!“

„Wie kannst Du noch scherzen?“ rief ich ärgerlich.

„Ja, lieber Junge, bringt dich denn der kolossale Milchgeruch hier gar nicht auf Säuglingsgedanken?“

„Ach was, wir müssen uns befreien!“

„Wie denn? Bin gespannt auf deine Weisheit,“ lachte er.

„In meiner rechten Westentasche steckt mein Messer,“ hob ich an. „Ich komme nicht daran, denn meine Hände sind auf den Rücken gebunden, und dieselbe Schnur geht dann herunter zu den Füßen. Nun rolle ich mich so an dich, daß du mit den Händen an meine Tasche kannst und das Messer herausholst und

öffnest. Dann schneide mir die Schnur durch, die Hände und Füße verbindet, dann kommt alles in Ordnung“.

Nach einigen unter Nachen vollzogenen Versuchen, — denn die dünnen Stricke schnitten uns arg ins Fleisch — gelang mein Plan. Sobald die Schnur bei mir zer schnitten war, konnte ich die Hände befreien. Zwei Minuten später standen wir aller Fessel bar und bewegten die steif gewordenen Glieder.

„Wenn der Säugling nicht gewickelt wird und nicht schläft, trinkt er!“ lachte Apel, nahm sich trotz des im Raume herrschenden Dunkels eine große hölzerne Schale von dem Gestell an der Wand und trank sie halb leer. Dann reichte er sie mir auch und scherzte:

„Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz,
Wundervoll ist Rindviehs Gabe,
Balsam fürs zerrissne Herz!“

Ich trank etwas und stellte die Schale dann auf den Boden, da ich ihren Platz nicht mehr fand.

„Was nun?“ fragte ich. „Hast du Zündhölzchen?“

„In meinem Ranz! Wie gut, daß ich noch auf Mamas Rat ein Lichtchen und Zündhölzchen einpackte! Außer einem Spucknapf habe ich alles mitgenommen.“

Gleich darauf war es hell im engen, dumpfen Raume, und da sahen wir erst recht, daß wir gefangen seien. Die Milchkammer hatte kein Fenster. Nur oben waren einige Luftlöcher und unten in einer Ecke war ein Abguß für Spülwasser. Aber der Fußboden war festgetretene Erde und die Balkenwände standen auf einem aus rohen Feldsteinen ohne Mörtel zusammengestellten Fundament.

„Dort am Abguß gehts am leichtesten!“ sagte Apel, der meine Gedanken bei der sorgfältigen Umschau in unserem Gefängnis erriet. Wirklich konnte man die plumpe, breite Holzrinne hereinziehen und sah dann, daß unter ihr nur lose Brocken und Spähne das Loch ausfüllten.

Zehn Minuten stiller, fleißiger Arbeit genügten, uns eine Lücke unter den Balken zu schaffen, die uns zur Not durchließ. Ich stand schon draußen und lugte nach allen Seiten vorsichtig,

als mein Kamerad sich gerade durchquetschte. Dabei flüsterte er heiter: „Da sieht man, wozu es gut ist, daß wir unser Abendbrot von Eiern und Brot noch nicht bekommen hatten. Sonst käme ich jetzt nicht durch“.

„Was nun anfangen? Schlafen werden wir doch nicht so leicht, hier in der Nähe dürfen wir nicht bleiben, denn wenn die Schmuggler uns wieder kriegen, gehts uns schlecht,“ meinte ich.

So schlichen wir uns denn ums Haus herum, bis wir wieder auf dem Fahrwege waren und gingen auf demselben, der am Strande entlang führte, trübselig weiter.

Doch die Unruhen und Aufregungen dieser Nacht waren noch nicht zu Ende. Kaum mochten wir etwa zehn Minuten gegangen sein, als wir auf dem Meer — aber nicht sehr weit — für einige Sekunden ein Licht aufblitzen sahen, welches aber doch hell genug gewesen war, um die Umrisse eines ziemlich großen, niedrigen Schiffes zu zeigen. Unwillkürlich waren wir stehen geblieben, und Apel sagte leise: „Das ist ein Schmugglerschiff!“

Es war gut, daß er leise gesprochen hatte, denn nicht weit von uns flammte plötzlich zwischen einigen hohen Felsblöcken ein Feuer auf, das wahrscheinlich vom Lande aus die Antwort auf jenes Licht hatte sein sollen.

Fast in demselben Augenblicke hatte ich Apel umfaßt und mich mit ihm unsanft zur Erde geworfen, ihm zugleich zuflüsternd, mäuschenstill zu liegen. Denn im Schein jenes Feuers hatte ich mehrere Männer erblickt, die unsern Feinden von vorhin täuschend ähnlich sahen.

Meine Vorsicht war nicht unnütz gewesen, denn gleich darauf hörten wir die Esthen laut reden: „Da an der Landstraße standen eben zwei Menschen!“ sagte der eine.

„Jaak, geh' hin und sieh mal nach!“ rief eine andere Stimme.

„Unsinn! Das Feuer hat dich geblendet, Michkel, da ist nichts zu sehen,“ murkte die Stimme jenes Alten, der vorher von seinem bekannten Matrosen die Wunderdinge erzählt hatte.

„Guck lieber nach der andern Seite, woher die Grenzreiter kommen könnten und laß das Feuer nicht zu groß werden, damit nicht am Ende der Schein über die Felsen weg nach dem Hause der Grenzreiter hin zu sehen ist,“ meinte ein anderer.

„Wir müssen zurückkriechen und hinter diesem Felsen einen Umweg machen nach der Grenzwache hin, um diesen Schmuggel anzuzeigen!“ flüsterte Apel mir zu. „Bis zur nächsten Biegung dort kriechen! Dann werden sie uns nicht mehr sehen können, da sie selbst im Bereich des Feuers stehen und nicht gut in die Dunkelheit hinausschauen können.“

So ging's wirklich. Es war ein anstrengendes, aufregendes Stück, in der finstern Herbstnacht über ein unbekanntes felsiges Geröll, das mit kleinen Grasplätzen und schmalen, jetzt trockenen Wasserrinnsalen wechselte, in genügender Entfernung den Bogen um die Schmuggler zu machen. Mehrmals meinten wir, es ginge nicht weiter, wenn wir wieder am Boden eines kleinen Bachbettes standen, und es galt, an der andern Seite im Finstern heraufzuflettern. Der Schweiß tropfte uns von der Stirn, und die Kniee zitterten, als wir endlich das Licht des Wachthauses dicht vor uns sahen.

Wir mochten noch etwa fünfzig Schritte davon entfernt sein, da schlug ein Hund an, wurde aber sofort durch leisen Zuruf zum Schweigen gebracht. Gleich darauf rief eine Stimme auf esthnisch, aber mit der schlechten Aussprache eines Russen: „Steh, oder ich schieß!“

Wir blieben stehen, und ich rief auf russisch: „Schnell! es ist keine Zeit zu verlieren! In der Bucht beim Krüge dort landet sogleich ein Schmugglerschiff, und andere Schmuggler sind am Strande, um die Waren in Empfang zu nehmen!“

Der russische Soldat kam, die Flinte im Arm und von seinem großen Hunde gefolgt, näher heran und leuchtete uns mit einem angestrichenen Streichhölzchen ins Gesicht.

„Wir sind Gymnasiasten aus der Stadt, machen eine Fußreise, haben uns verirrt und kamen in jenen Krug. Dort haben die Schmuggler uns gebunden, als wir vom Licht auf der See erzählten, das wir gesehen hätten und . . .“

„Was, vor zwei Stunden war unser Offizier mit sechs Mann dort am Krüge. Da war alles finster, und der Schenkwirt hat im Bett gelegen. Man hat ihn herauspochen müssen, um ihn nach etwaigen Verdächtigungen zu verhören. Wenn ihr die Wahrheit sagt, gehts dem Halunken auch an den Kragen! Doch kommt schnell!“

Damit führte er uns ins Haus, wo in einer größeren Stube der Offizier und etwa zehn Soldaten in vollständiger Ausrüstung auf Pritschen lagen und schliefen.

Unser Führer drehte die Lampe höher und schlug mit dem Säbel auf den Tisch, daß es dröhnte.

Die Schläfer fuhren empor, und der Offizier sprang sofort auf die Füße, setzte die schwarze Feldmütze auf und schrie: „Was ist los?“

„Zu Befehl, Euer Gnaden,“ damit salutierte unser Führer und berichtete, was er von uns gehört hatte. Der Offizier sah uns scharf an und ließ sich von mir die ganze Geschichte erzählen.

Plötzlich drehte er sich um und kommandierte:

„Alles aufsitzen!“

Dann flüsterte er vor sich hin: „Hatte ich doch recht, daß ich diesem Hallunken, dem Krüger, nicht traute.“

„Jegor,“ rief er dann laut, „sorge dafür, daß diese beiden jungen Herren dableiben. Wir brauchen sie als Zeugen!“

„Aber wir sind totmüde und hungrig!“ wagte ich einzuwerfen.

„Nitschewo!“ lachte der Offizier und zeigte dabei zwei Reihen weißer Zähne. „Jegor, gib ihnen Tee und Butterbrot! Auf Wiedersehen!“

„Schade,“ sagte Axel, als man die Reiter fortsprengen hörte, „wir hätten sollen mitreiten und mitkämpfen!“

„Na, ich bin jetzt für Tee und Brot! Wir haben Abenteuer genug gehabt!“

Als wir aber aßen, blieb uns plötzlich der Bissen im Munde stecken: wir hörten nämlich — Tür und Fenster des Wachtzimmers waren offen — deutlich Schießen und Schreien vom Kampfplatz herüber. Aufgeregt standen wir neben dem Soldaten vor dem Hause und lauschten.

„Was jetzt so leise knattert, sind die Revolverschüsse!“ erklärte Jegor.

„Sie glauben, daß es dort auf Leben und Tod geht?“ fragte Axel.

„Natürlich. Wenn die Grenzreiter mit den Schmugglern bei solcher Gelegenheit zusammentreffen, gibts leicht Tote und Verwundete,“ sagte der Russe achselzuckend.

Das mußte ein kurzer Kampf gewesen sein. Es war dort drüben unheimlich still geworden.

Nach einer kleinen Weile, die uns wie eine Ewigkeit vorkam, hörte man Hufschlag, und es löste sich aus der Finsternis die Gestalt eines dahersprengenden Reiters. Gleich darauf parierte er sein Pferd vor uns und schrie heiser: „Der Barin ist schwer verwundet, Mischa ist, glaube ich, tot. Aber wir haben drei Schmuggler erschossen und vier gefangen. Hier ist der Schlüssel vom Medizinkasten! Gib schnell Leinwand und Watte!“

Mir klopfte das Herz. Waren wir nicht mit schuld an dem vergossenen Blut? Aber es war doch unsere Pflicht die Schmuggler anzuzeigen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Transport eintraf. Ein Soldat war wirklich tot, und der junge Offizier wurde leichenblaß mit schnell verbundener Kopf- und Armwunde auf Stroh gebettet. Die Gefangenen wurden in eine Kammer gesperrt und dann jagte ein Reiter nach dem Landarzt, der etwa zehn Werst von hier wohnte, und ein anderer nach dem Bezirkshauptmann, um ihm alles zu melden.

Wir standen neben dem Verwundeten und sahen ihn unverwandt an, als er plötzlich die Augen aufschlug und uns erkannte.

„Fixe Jungen!“ sagte er lächelnd auf russisch. „Sie haben uns heute zu einem Fang verholfen, wie wir ihn in zehn Jahren nicht gemacht haben! Ich danke Ihnen! Sie werden noch belohnt werden!“

„Ach, denken Sie nicht an uns!“ sagte ich verlegen, obschon mir von dem Lobe die Wange rot ward, „haben Sie nicht furchtbare Schmerzen?“

„Nitschewo!“ lachte er. „Besser Schmerzen haben, als nichts ausrichten!“

Dann schloß er wieder die Augen, und weil alles still war, legten wir uns auf die Pritschen neben die Soldaten und schliefen endlich ein.

Es war taghell, als ich erwachte. Alle Glieder taten mir vom harten Lager weh, und ich konnte mich anfangs gar nicht darauf besinnen, wo ich sei. Erst wie ich mich etwas aufrichtete und den Arzt sah, der um den verwundeten Offizier bemüht war, tauchten die Bilder der letzten Nacht in wilder Folge vor mir auf.

Nachdem wir nochmals Tee getrunken und ein Butterbrot gegessen hatten, und unsere Namen und Adressen aufgeschrieben waren, weil man uns nächstens bei der Verurteilung der Schmuggler als Zeugen brauchen könnte, verabschiedeten wir uns von unsern neuen russischen Freunden. Der Offizier schüttelte uns wiederholt die Hand und gab jedem von uns seine Visitenkarte mit, auf die er selbst mit russischen Buchstaben unsere Namen geschrieben. Sein darauf gedruckter Name war:

„Lew Nikolajewitsch Grebenko
Kapitän der Grenzwache.“

Nun setzten wir unsere Fußreise fort, und es ging jetzt alles so glatt, daß ich darüber nichts weiter zu berichten habe. Etwa sechs Wochen später war die Gerichtsverhandlung, wo wir als Zeugen verhört und die gefangenen Schmuggler zum Transport nach Sibirien verurteilt wurden. Von dem damals mit Beschlag belegten Schiff mit Schmuggelwaren, das einen ganz bedeutenden Wert gehabt hatte, sollte uns eine bestimmte Geldsumme als Belohnung ausgezahlt werden. Alex's Eltern hatten sich aber mit den meinigen darüber schon verständigt, was mit diesem Gelde geschehen sollte, und so gaben wir zu Protokoll: wir hätten, daß diese Summe den Familien der damals erschossenen und jetzt verurteilten Schmuggler ausgezahlt würde.

Der Krüger, dessen Schurkerei damals auch an den Tag gekommen war, war zu fünf Jahren Kerker verurteilt worden.

Dieses Reiseerlebnis mußte ich vorausschicken, um das Verständnis für ein anderes zu ermöglichen, das ich etwa ein Jahr später in derselben Gegend hatte. Meine Eltern waren sehr arm, der Vater blind, und da er nicht im Staatsdienst, sondern im Dienste der St. Petersburger Reformierten Gemeinde sein Leben lang als Waisenvater gestanden hatte, auf eine überaus spärliche Pension angewiesen; Vermögen war keines vorhanden, und wenn nicht eine ältere Schwester, die Erzieherin in reichen Häusern war, die Eltern unterstützt hätte, wüßte ich nicht, wovon wir hätten leben sollen. Das kleine Ersparnis meines Vaters hatte gerade dazu gereicht, ein Häuschen mit Garten in einer kleinen livländischen Stadt am Meere anzukaufen. So habe ich von Jugend auf es

sehr einfach und knapp gehabt, kann aber nicht sagen, daß mir das besonders geschadet hätte. Im Gegenteil, es steht nicht umsonst geschrieben: „Wohl dem Jüngling, der sein Joch in der Jugend trägt.“ Als Knabe habe ich wohl noch geweint darüber, wenn meine adeligen Kameraden mich über meine Kleidung auslachten; wurden doch des älteren Bruders und des Vaters vertragene Kleider für mich zurecht gemacht, was zuweilen bei den Hosen nicht sehr geschmackvoll herauskam. Außerdem mußte ich zu Zeiten viel im Garten arbeiten, der auch eine Einnahmequelle für uns war, weil im Sommer sich sehr viele Badegäste in unserer Stadt aufhielten, und Gemüse, Blumen und Obst dann plötzlich einen viel höheren Preis erzielten. Wie ich in Sekunda war, entstand aber auf diesem Gebiet durch Anlage neuer Gärten so viel Konkurrenz, daß sich die Anstrengung nicht mehr lohnte. Dadurch wurden die Einnahmen, die ich von meinen Privatstunden erzielte, immer wichtiger, mußte ich mich doch davon kleiden und womöglich noch einen Zuschuß an die Wirtschaftskasse abgeben.

Da war eine reiche adelige Familie in unsere Stadt gezogen, das heißt, sie wohnte im Sommer auf dem Lande, wo sie ein schönes Gut unweit der Forstei Wardenberg, dem Meere zu, gekauft hatte, während sie im Winter in der Stadt lebte. Man sprach in der Stadt viel von dem Reichtum dieser Leute und wußte allerlei Geschichten davon zu erzählen, wie großartig sich der Baron gezeigt hatte. Einmal hieß es, er wünschte einen Hauslehrer für seine Kinder, und weil mir eine stärkere Einnahme sehr erwünscht war, ging ich auf das bloße Gerücht hin ins Haus und meldete mich. Der gnädige Herr war nicht zu Hause, aber die Frau Baronin ließ mich kommen, hörte mein verlegen vorgebrachtes Gesuch und sah mich stumm von Kopf zu Fuß an. Der älteste Sohn, der etwa sieben Jahre alt sein mochte, stand, die Hände auf dem Rücken, dicht neben ihr und sah bald sie, bald mich an. Endlich sagte sie, es täte ihr leid, daß ich mich vergeblich bemüht hätte, aber einen Hauslehrer, der selbst noch so klein und knabenhaft aussehe, könne sie nicht gebrauchen. Bin ich da rot und verlegen die Treppe hinuntergeeilt, als hätte ich gestohlen! Ja, was kann man für seine Jugend und Kindheit.

Mein Vater, dem ich meinen Mißerfolg in großer Entrüstung erzählte, meinte lächelnd: „Lieber Junge, rege dich nicht unnütz auf! Erstens handelt es sich ja dabei bloß um Geld, und das kann der Herr uns geben, wann und wie er will; und zweitens gilt auch von allen solchen Geschäften immer wieder das Wort: Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“

Wieder waren einige freie Tage im Herbst, und ich machte ganz allein eine Fußreise. Ich wollte einen Freund meines Vaters besuchen, einen alten Pastor, dessen Wohnort hinter der Forsttei Wardenberg, aber auch näher dem Meere zu gelegen war.

Raum hatte ich jenes Esthendorf auf halbem Wege hinter mir, als es leise anfang zu regnen. Der Weg wurde schlüpfrig, und je tiefer ich in den Wald hineinkam, desto langsamer gings vorwärts. Nach einer Stunde etwa höre ich Rufe, Peitschenknallen und, wie ich näher komme, entsetzliches Fluchen in esthnischer Sprache. Endlich biegt der Weg etwas, und da sehe ich die Bescherung.

An einer tiefen Stelle des Weges steckt ein hochbeladener Leiterwagen, der mit einem Segeltuch bedeckt ist, im Kot. Der herrschaftliche Kutscher, der neben den Pferden steht, war es, der jene Flüche ausgestoßen.

„Was ist hier los?“ fragte ich freundlich in esthnischer Sprache. Der Mann war froh, Gesellschaft zu bekommen, welcher gegenüber er sein Herz ausschütten konnte und erzählte in großer Aufregung:

„Was wird sein? Bech habe ich gehabt! Fahre ich heute morgen früh von Karrafer (so hieß das Gut jener adligen Familie) mit diesen Sachen ab und bin, weiß Gott vorsichtig gefahren! Aber ich habe es dem Gärtner gleich gesagt: es ist ein Unsinn, habe ich gesagt, daß man ein schweres Klavier auf einen Leiterwagen packt. Dummes Zeug, hat er gesagt, es ist auch auf einem Leiterwagen herausgebracht worden. Paß du nur auf, hat er weiter gesagt, es kostet tausend Rubel. Wie ich nun hier in diese verflixte Grube hineinfahre, zieht der Schlingel, der Fuchs, noch extra scharf an, und da gibts einen Krach und ich habe gemeint, mein Herz steht mir still vor Angst, denn ich dachte, das Klavier sei entzwei! Was wars? Die Hinterachse ist zerbrochen! Was soll ich jetzt tun? Verlassen kann ich den Wagen nicht, denn da sind viel andere herrschaftliche

Sachen darauf, die könnten gestohlen werden. Nun stehe ich schon eine ganze Stunde hier und bete und fluche abwechselnd.“

„Dann habt Ihr wohl zuletzt gebetet,“ lächelte ich.

„Warum gebetet?“ fragte er erstaunt.

„Weil ich Euch jetzt helfen werde!“

„Ihr, wie könnt Ihr das?“ Und wieder sah er verächtlich den Jungen an, der trotz seiner siebzehn Jahre wie vierzehnjährig aussah.

„Nun, ich setze mich auf ein Pferd und reite nach dem Gut und hole Hilfe.“

Einen Augenblick schwieg der Mann und sah mich misstrauisch an. Dann sagte er stockend: „Dimit Ihr mit dem Pferde auf und davon jagt, und dann ist der zweite Betrug schlimmer als der erste!“

„Ja, das ist schlimm, wenn Ihr mir nicht traut!“ sagte ich ärgerlich.

„Zudem,“ fuhr er fort, „ist auf dem Gut wenig Hilfe zu holen. Die andern Wagen und Pferde sind alle gestern Nachmittag fort, und ich werde schon warten müssen, bis sie heute Nachmittag leer hier zurückkommen, und unterdessen verdirbt mir das teure Klavier zu tausend Rubel im Regen.“

„Dann hole ich Hilfe von dem Wacht haus der Grenzreiter!“ rief ich plötzlich. „Das ist nicht weit von hier. In einer halben Stunde könnte man hinreiten.“

„Das wohl, aber glaubt Ihr, die Russen werden einem esthnischen Kutscher helfen? Da kennt Ihr die schlecht. Die sind uns allen feind.“

„Gerade weil ich da bekannt bin,“ sagte ich stolz, „weiß ich ganz gewiß, daß ich sofort Hilfe bekomme.“

Mein zuversichtlicher Ton machte dem Kutscher Mut. Er spannte das dritte Pferd, den Fuchs, ab und ließ mich aufsitzen. Es war nicht angenehm, ohne Sattel auf dem vom Regen nassen Rücken des Pferdes zu steigen, aber mich beherrschte wieder der Eifer, ein Abenteuer zu erleben. Auch hinderten die Geschirre, die auf dem Tier lagen, mich beim Gebrauch der Schenkel, doch jetzt darf nichts stören — vorwärts Fuchs! Nach einigen Minuten hatte ich das Tier in der Gewalt, denn es war nicht das erste mal, daß ich auf ungesatteltem Pferde ritt, und konnte in vollem Galopp (bekanntlich für den Reiter die bequemste Gangart) dem Strande zu jagen.

Dort taucht der Krug vor mir auf, ich lasse ihn links. Dort rechts zwischen jenen hohen Steinen brannte damals das Feuer der Schmuggler. Hier war der Kampfplatz! Da liegt das Wacht haus! Wie ich vor dem Hause absteige, schaut ein Soldat mit mürrischem Gesichtsausdruck aus dem Fenster der Wachtstube und fragt nachlässig: „Was willst du?“

„Den Kapitän Grabenko sprechen!“ sage ich, während mir doch das Herz pocht bei dem Gedanken, wie der meine Bitte wohl aufnehmen werde. Also binde ich mein Pferd draußen an einen Zaun und trete näher.

Wie sieht jetzt dieselbe Stube so anders aus als damals in der

Nacht. Kahle weiß getünchte Wände, plumpe hölzerne Britschen an den Wänden, ein langer Holztisch mit ein paar Bänken, und in der Ecke das Heiligenbild mit dem Lämpchen davor. In der Erregtheit jener Nacht war mir alles viel schöner und größer vorgekommen. Nach einer Weile kam der Soldat gähmend zurück und sagte: „Der Herr Kapitän sitzt am Teetisch und da darf ich nicht stören.“

„Und ich habe keine Minute zu verlieren!“ antwortete ich würdevoll. Dann ziehe ich jene Visitenkarte des Offiziers hervor, werfe mich in die Brust und gebe sie dem Soldaten mit den Worten: „Bringe diese Karte hinein, dann wird der Kapitän sofort herauskommen.“

Richtig, eine Minute später kam der Herr im Schlafrock und dem türkischen roten Fetz auf dem Kopf eilfertig heraus, begrüßte mich aufs herzlichste wie einen alten Bekannten und führte mich herein, um mich seiner Frau vorzustellen. Er hatte nämlich inzwischen geheiratet. Es ging mir aber wie weiland Elieser: ich mußte erst meine Sache anbringen. Der Kapitän lächelte und sagte: „Die livländischen Barone behandeln uns russische Offiziere gern von oben herab, aber weil Sie es sind, Ihnen bin ich viel mehr Dank schuldig, als Sie wissen, Ihnen zu lieb tue ich, was ich kann. Ich werde vier Soldaten mit unserem Lastwagen und Pferden hinschicken. Dann kann der leere, zerbrochene Leiterwagen, den man durch einen Baumstamm wenigstens so weit stützen kann, daß er sich darauf schleifen läßt, hierher gebracht werden, und wenn sie uns unsern Wagen bringen, holen sie diesen ab. Sie aber kommen herein und trinken Tee mit uns.“

Anstatt einen alten Pastor aufsuchen zu können, mußte ich die zwei freien Tage, die ich hatte, nun hier bleiben. Die echt russische Gastfreiheit hielt mich mit großer Liebenswürdigkeit fest. Ich durfte mit dem Kapitän auf die Jagd gehen, ein Glück, das ich bis dahin in meinem Leben selten genossen, und hatte noch die Freude, einen ziemlich großen Seeadler zu schießen. Abends saßen wir beim Tee bis in die Nacht hinein und plauderten und dabei erfuhr ich auch, was mein Gastwirt mit dem großen Dienst gemeint hatte, den ich ihm geleistet.

Wenn ein russischer Offizier heiratet, muß er eine bestimmte Summe Kaution stellen, daß er auch imstande sei, eine Frau zu ernähren. Die Grenzoffiziere haben allerlei Vergünstigungen, weil ja ihr Leben immer in Gefahr ist, und so brauchen sie nur die Hälfte jener Summe vorzuzeigen, um heiraten zu können. Nun hatte mein Bekannter sich schon längst mit einem armen Mädchen verlobt, ohne sie heiraten zu können, da er kein Vermögen hatte. Jetzt kam jener Abend mit dem Schmugglerschiff, und da hatte er den Löwenanteil herausbezahlt bekommen, ich glaube 15 000 Rbl. Da hatte sein Vorgesetzter, dem die ganze Geschichte einen Orden eingebracht hatte, ihm den Rest, der noch zur Summe fehlte, zu geringen Zinsen vorgeschossen, und so hatte er heiraten können.

„Sie sehen,“ schloß er, „daß wir Ihnen sehr dankbar sind. Ohne Ihre Hilfe in jener Nacht hätten wir die ganze Schiffsladung nicht erwischt.“

Trotz meiner Jugend und meines kleinen Wuchses kam ich mir in diesem Augenblick sehr groß vor, und es dämmerte in meinem Verständnis etwas davon, daß es einen Zusammenhang des Geschehens gibt und einen Gott, der da stehet auf die Wege der Menschenkinder und lenkt ihre Geschicke nach seinem Gefallen.

„Hast du dem Kutscher deinen Namen genannt?“ fragte mich mein Vater, als ich nach zwei Tagen ihm mein Erlebnis mit dem herrschaftlichen Klavier, das tausend Rubel gekostet hatte, erzählte.

„Nein.“

„Sehr gut, jetzt wissen die Leute gar nicht, welcher Gymnasiast ihnen diesen Liebesdienst geleistet hat! Um so besser. Traue all dein Leben lang dem Gott, der ins Verborgene sieht, und er wird dir's vergelten öffentlich!“

Etwa acht oder vierzehn Tage später ging ich am Sonntagnachmittag in der nächsten Nachbarschaft spazieren. Es war herrliche klare kalte Herbstluft, noch hatte es nicht eigentlich gefroren, aber es war schon „klar zum Gesecht“ für des Winters Kommen in der Luft. Von unserem Städtchen kam man in der Richtung Südosten, wenn man die Fischer-vorstadt passiert hatte, in einen schönen Laubwald, wo Sommers mehrere kleine Kaffee- und Bierwirtschaften den Städtern eine angenehme Erfrischung im Waldegrün boten. Jetzt war alles leer und tot. Gelbes, rotes Laub rauschte unter den Füßen, und kein Spaziergänger war im herbstlichen Walde zu sehen. Dort, wo man aus dem Walde an den Strand heraustritt, führt eine Fahrstraße zwischen grauen, häßlichen Zäunen aus Latten und Flechtwerk im Bogen auf die andere zur Stadt hin. Wie ich mich zwischen den letzten Bäumen des Waldes jenem Zaun näherte, höre ich Hufschläge und das Rollen eines Wagens. Neugierig bleibe ich stehen und schaue über den niedrigen Zaun weg, halb gedeckt durch einen Nußstrauch, wer wohl jetzt hier fahren möge. Ich höre Stimmen, einzelne Worte, Lachen wie von Kindern. Gleich darauf biegt ein eleganter offener Landauer, der mit drei schönen Pferden bespannt ist, in die Zaunstraße ein.

„Vorsicht, Jakob!“ ruft eine mir bekannte Stimme auf esthnisch. „Der Weg ist hier sehr schmal.“

„Jawohl“, antwortete der Kutscher — und in diesem Augenblicke erkenne ich ihn auch: es ist derselbe, mit dem ich im Walde das Abenteuer mit dem Klavier erlebt hatte. Die Baronin saß mit ihren drei Kindern und einer Kinderfrau im Wagen.

Kaum waren sie etwa zwanzig Schritt an mir vorüber, und ich schaute ihnen noch mit dem kindischen Gefühle nach: ach, wer doch auch spazieren fahren könnte! — Da drängten die Pferde vor irgend etwas rechts am Wege scheuend ein wenig nach links, und im nächsten Augenblick höre ich ein Krachen und einen mehrstimmigen Aufschrei aus dem Wagen. Ohne zu ahnen, was geschehen sei, ging ich, immer noch auf dieser Seite des Zaunes, der Stelle zu, wo der Wagen stand. Schon hörte ich den Kutscher fluchen: „Wie soll ich, zum. . . jetzt absteigen, um

Ruderschholz aus den Speichen zu nehmen und dem Rappen die Stränge in Ordnung zu machen? Wer hält mir so lange die Pferde!"

"Bleibt nur oben sitzen," rief ich in diesem Augenblick und zog die halbzerbrochene Zaunlatte, die zwischen die Speichen des Vorderrades gekommen war, ganz zu mir durch den Zaun. Wie ich nun mich über den Zaun schwingte, um auch das Geschirr des Reipferdes in Ordnung zu bringen, ritt der Rutscher mit entsetztem Gesichtsausdruck: "Das dich! Das ist ja derselbige, wissen gnädige Frau, was ich erzählte von dem Unglück mit dem Klavier und der Hinterachse! Wo dem alten Jakob jetzt ein Pech passiert, da ist dieser wie hereingeschneit! Ob das auch mit richtigen Dingen zugeht? Und das damals die Grenzwächter gleich kamen und umsonst geholfen haben, als obs für den Kaiser war, ich weiß nicht, dahinter steckt etwas Besonderes."

Die Baronin neigte sich freundlich über den Rand der Wagentür und sagte: "So sind wir Ihnen also zum zweitenmal Dank schuldig! Ich habe bisher nicht erfahren können, wer uns neulich den Dienst beim Klaviertransport geleistet. Nicht war, Sie sind doch der Primaner Schräll, der sich bei mir zur Hauslehrerstelle meldete?"

"Jawohl, gnädige Frau, aber bitte machen Sie dieser Kleinigkeiten halber kein Aufhebens! Das ist wahrhaftig gern geschehen und nicht der Rede wert," sagte ich etwas verlegen.

"Nun, nun, Sie werden uns wohl erlauben, Ihnen zu Danken! Uebrigens hat mein Mann sich bei dem Direktor nach Ihnen erkundigt. Ich denke, es wird doch etwas aus der Hauslehrerstelle. Vielleicht sind Sie so freundlich und steigen gleich ein. So können wir uns noch über die Sache unterhalten. Bitte!"

Mit flammendem Rot auf der Wange, stieg ich ein, saß auf dem Vorderstuhle neben der Kinderfrau und unterhielt mich mit der lebenswüthigen Frau Baronin. Wie wir in die Stadt einfuhren, stand mir schier der Atem still, was werden meine Kameraden denken, wenn sie mich hier sehen? Dabei gab ich mir alle Mühe, äußerlich ein gleichgültiges Gesicht zu machen und mich nicht umzusehen. Bei dem herrschaftlichen Hause angekommen — solche gab es nur noch etwa acht in unserm Städtchen! — mußte ich mit hinauf ins Speisezimmer. Es war nach englischer Sitte, glaube ich, daß man so spät, etwa um 5 Uhr, zu Mittag aß, an dem teilzunehmen ich sofort gezwungen ward.

Der Baron, ein dicker, gemütlicher Herr, scherzte mit mir bei Tisch und ließ mich die ganze Schmutz- und Klaviergeschichte ausführlich erzählen. Mein zukünftiger Schüler, Edgar, stützte die Arme auf des Vaters Knie und hörte mir mit offenem Munde und glänzenden Augen zu. Wie ich fertig war, sagte er zuerst: "Das war furchtbar schön! Hör, ich lieb dich!"

"Also willst du, daß der Herr Schräll alle Tage herkommt und dich etwas unterrichte?" fragte der Vater lächelnd.

"Ja, Papa; aber dann muß er mir zuweilen etwas erzählen!"

"Sonntags, meinethalben? In der Woche müßt ihr lernen." Als ich um acht Uhr abends mit heißen Wangen ins schlichte, niedrige Heim meiner Eltern kam, fiel ich der Mutter vor Glück um den Hals und schrie: "Hurrah, Mütterchen! Schrei auch Hurrah!"

"Ernst, was fällt dir ein?" rief mein Vater erstaunt.

"Ich bin Hauslehrer bei Baron Luttringhausen mit 25 Rbl. monatlichem Gehalt und freiem Tisch, wenn ich da sein kann. Und das alles nur von vier Uhr nachmittags ab, so daß ich die Schule weiter besuchen kann."

"Gott sei Dank," sagte der Vater und nahm sein Käppchen ab, während meine Mutter vor glücklicher Rührung nicht gleich sprechen konnte.



Glaubensfreiheit in Rußland. *)

Während dieses geschrieben wird, sieht es in unserm Vaterlande sehr dunkel aus. Der Kampf der Parteien ist entbrannt und zu allem Glend, das uns der Krieg gebracht hat, droht uns der Bruder-, anders gesagt Bürgerkrieg. Die Anfänge davon sind in Petrograd und Moskau schon vorhanden!

Auf diesem dunkeln Hintergrunde leuchtet ein heller Punkt: Wir haben jetzt in Rußland volle Religionsfreiheit, wie wir sie bis jetzt noch nie hatten.

Schon mehrmals wurde von der „Höhe des Thrones“ Glaubensduldung verheißen, auch vor der Revolution von 1905. In diesem genannten Jahr schien die Religionsfreiheit Wirklichkeit zu werden. Und doch machte man einen Unterschied zwischen der sogenannten rechtgläubigen privilegierten Staatskirche und anderen Benennungen. Wenn nun auch nicht uneingeschränkt, so erfreuten wir uns doch einige Jahre wenigstens einer G l a u b e n s d u l d u n g, und besonders die russischen evangelischen Gemeinden durften sich organisieren und bauen. Dann aber wurde allmählich alles wieder zurückgenommen und zuletzt wurde es schlimmer als je vorher. Was die russische Regierung, verbunden mit der „rechtgläubigen“ Geistlichkeit am Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts an Verfolgung und Unterdrückung der sogenannten „Sektanten“ geleistet hat, steht nicht viel zurück hinter den Verfolgungen seitens der Katholiken im Reformationszeitalter. Zwar haben nicht wie damals Scheiterhaufen Rad und Galgen gegen die Ketzer gearbeitet, aber was

*) Wir druckten zuerst S. 65 bis S. 160, dann S. 1—64.

die Verbannten in den Eisregionen Sibiriens viele Jahre hindurch erduldet haben, wiegt wohl die Qualen eines einmaligen Verbrennens auf. Und das einzig deshalb, weil sie gewissenshalber nicht mehr den Formendienst der orthodoxen Kirche mitmachen konnten, sondern auf einem andern geistlicheren Wege nach dem ewigen Leben trachteten.

Es gibt im russischen Volke besonders zwei dunkle Perioden der Verfolgung um des Glaubens willen. Um das Jahr 1880 gab es in Petrograd infolge des Wirkens des englischen Lord Radstock eine große geistliche Erweckung, in der neben Droschkenfutschern und verschiedenen anderen niedrigen Leuten auch Personen aus der höchsten Aristokratie zum lebendigen Glauben an Jesum, ihren persönlichen Heiland kamen. In den eleganten Salons von Fürsten und Grafen hielten diese mit ihren Dworniki und anderm Dienstpersonal Gebetstunden ab. Die Bewegung war durchaus nicht schroff gegen die orthodoxe Kirche gerichtet. Manche der Teilnehmer beabsichtigten nicht aus der Kirche auszutreten. Aber die Unduldsamkeit der Kirche bewirkte schließlich bei der Mehrzahl eine klare Scheidung. Dann aber setzte die Verfolgung ein. Die Vordermänner, Oberst Paschkow und Baron Korff wurden des Landes verwiesen und sind beide im Auslande gestorben. Eine große Menge geistlicher Broschüren, die anfangs der achtziger Jahren herausgegeben wurden, nicht polemischen Charakters, sondern rein erwecklich und erbaulich, ohne irgendwie die Gebräuche der herrschenden Kirche zu berühren, wurden konfisziert; es war gradezu gefährlich solche Traktate wie „Gott ist die Liebe“ in größerer Anzahl im Hause zu halten. Dann wandte sich die „Evangelische Allianz“, eine Verbindung hervorragender Reichsgottesarbeiter aus allen Ländern und den verschiedensten Glaubensrichtungen, wahrscheinlich angeregt durch Dr. Bädeler, der die Verhältnisse in Rußland kannte, an den russischen Kaiser Alexander III. Diese Bitte wurde zur Beantwortung an den Oberprokureur des Heiligen Synod Pobedonoszew übergeben. Sie fiel durchaus ablehnend aus. Es wurde in der Antwort darauf hingewiesen, daß der Bauernkrieg in Deutschland und der 30-jährige Krieg direkte Folgen der Reformation in Westeuropa gewesen seien. Die Verfolgungen

der evangelisch gerichteten Kreise nahm fortgesetzt einen schärfern Charakter an. Obzwar wir uns nicht um Einzelheiten in dieser Hinsicht bemüht haben, könnten wir doch manches, worauf wir unabsichtlich gestoßen sind, mitteilen. Wir erwähnen nur einen Fall.

Ungefähr um 1900 besuchte uns in Sp. ein Kleinrusse aus dem Gouv. Poltawa Namens S., ein ehemaliger Gutsverwalter. Durch einen bekehrten Diener seines Gutsherrn, war auch er zur persönlichen Heilserfahrung gelangt, ebenso seine Frau. Da ihn die Kirche nicht befriedigte, trat er aus. Das war in jener Gegend etwas Außergewöhnliches. Aus der langen Reihe von seinen Prüfungen erwähnen wir kurz das Folgende: Er wurde von seinen Dorfsgeossen barfuß ausgezogen und die Fußsohlen mit Ruten geschlagen, bis beide rund angeschwollen waren. Dann wurden seine Hände in einen Schraubstock festgeschraubt und die Arme mit brennenden Cigarren und glühenden Eisenstangen gebrannt. Damit nicht genug, er wurde völlig entblößt und der ganze Körper gebrannt, so daß auf dem ganzen Oberkörper, an den Armen und Beinen nicht eine Handbreit von diesen Brandmalen frei war, wovon wir uns überzeugten. Seine Frau wurde vergewaltigt. Seine Kinder wurden ihm genommen und zu einer sehr rohen und hartherzigen Verwandten gebracht, die sie im „rechtgläubigen“ Glauben erziehen sollte. Sein Bruder, der Wolostältester war, nahm ihn nicht nur nicht in Schutz, er förderte auf jede Weise die Volkswut gegen ihn. Unter seinem Vorsitz wurde ein Gemeindecspruch abgefaßt, ihn aus der Dorfgemeinde auszuschließen und mit Frau auf dem Etappenwege nach Sibirien zu schicken. Der Gouverneur bestätigte diesen Gemeindecspruch. Ehe er aber zur Ausführung kam, gelang es ihm, aus dem Gefängnis zu entkommen, wobei ihm ein Jude behilflich war. Auf wunderbare Weise kam er ohne Paß über die Grenze nach Rumänien. Nachdem sie dort in der Stadt T. einige Zeit gewohnt hatten, war die Sehnsucht nach den Kindern und die Besorgnis um dieselben so groß, daß er einen Versuch machte, zurück über die Grenze und an seinen Heimatort zu gelangen, um, wenn es möglich wäre, seine Kinder zu „stehlen“, d. i. heimlich zu entführen. Auf dieser Reise traf ich ihn. Er ist aber nicht mehr nach T. in R. zurück gekommen. Man nimmt an, daß er ums Leben gekommen ist.

Freilich war die Verfolgung nicht überall gleich heftig. Bei solcher Willkürherrschaft, wie sie früher war, kam es darauf an, ob die örtlichen Beamten gutmütig waren und ein Auge zudrückten. Die meisten waren doch überzeugt, daß dieses unschuldige Leute seien.

In der Krim kannte ich drei Brüder (leibliche), aus dem Gouvernement Smolensk stammend, die wegen sogenannter Propaganda — man nannte jede geistliche Ermahnung, die nicht genau in den Rahmen der Kirche paßte, Propaganda — zu lebenslänglicher Verschickung nach Sibirien verurteilt waren. Sie wandten sich mit einer Bittschrift an den Kaiser, man möge den Fall noch einmal untersuchen. Das geschah, und nach dieser Untersuchung wurden sie zu 8 Monaten Gefängnis verurteilt. So kamen sie in das Simferopoler Gefängnis. Hier nahm ich die Gelegenheit wahr, um sie mit einem russischen Prediger zusammen zu besuchen. Es wurde uns erlaubt, mit ihnen zu sprechen, aber nur, indem zwischen uns zwei Gitter waren. In dem Gang zwischen den beiden Gittern hatte ein Nadziratel die Aufgabe, unser Gespräch mit anzuhören und aufzupassen. Sie waren, wie alle andern, in Sträflingskleidern und wie sie mitteilten, mußten sie wie andere, Sträflingsarbeit tun. Es ging aber dabei keine Klage über ihre Lippen. Sie wußten, daß sie um des Bekenntnisses ihres Herrn willen litten und waren sehr getrost. Der Nadziratel mischte sich in unsere Unterhaltung und lobte diese seine Schutzbefohlenen außerordentlich. Er verstehe gar nicht, weshalb man solche Leute verurteile. Die andern fluchen und toben, aus dem Munde dieser Männer höre er nicht ein schlechtes Wort. Ihr Beispiel wirke sogar auf die andern: In ihrer Gegenwart sehen sie sich vor und fluchen nicht so arg. Als wir ihnen dann später noch Weintrauben (es war im Herbst) und andere Eßwaren, die wir auf dem Basar gekauft hatten, brachten, während sie von der Arbeit kamen, durften wir es ihnen in die Hände geben. Der Chef (начальник) des Gefängnisses schaute uns etwas befremdend nach. Wir sagten uns, daß solcher Besuch auch für uns nicht ohne Gefahr sei. Einer der drei starb im Gefängnis.

Später als sie die Haft abgebüßt hatten, fragte ich einen der Sträflinge, wie das Verhalten des Gefängnisvorstandes ihnen

gegenüber gewesen sei. Er antwortete: Sehr gut. Er habe öfters für den Chef häusliche Dienste leisten dürfen und sei dann auch mehrmals bei ihm zum Tee gewesen, habe auch geistliche Gespräche mit ihm geführt. Dieses ist ein Bild, bei dem der nächste Vorstand den schweren Zustand erleichterte.

Für diese beiden waren aber die Bedrückungen noch nicht ganz zu Ende. Nachdem sie aus der Haft entlassen waren, wurden sie unter polizeiliche Aufsicht gestellt, durften sich nur auf eine kurze Strecke und sehr kurze Zeit von ihrem Wohnort entfernen und der Pristaw, der die Aufsicht über sie hatte, war ihnen nicht günstig. Das wurde dem einen doch zu schwer und er wandte sich mit einer persönlichen Beschwerde an den Gouverneur. Dieser schloß die Tür hinter sich, so daß er mit dem Bittsteller allein war und sagte dann in der giftigsten Weise zu ihm: Sie haben geessen, und ich werde dafür sorgen, daß Sie wieder sitzen. Der Mann hatte eine Familie, die Frau war leidend. Obzwar er sein Vaterland und sein russisches Volk liebte, zog er es doch vor nach Amerika zu gehen, in das Land der Freiheit, wo schon große russische evangelische Gemeinden sind, die dort nicht nur volle Freiheit genießen, sondern sich auch materiell viel besser stehen, als in Rußland. So hat Rußland eine große Anzahl ihrer tüchtigsten Bürger hinausgetrieben.

Diese beiden Bilder aus dem Leben der russischen Sektanten geben uns einen kleinen Einblick in die Zustände vor 1905. Dann setzte die Einschränkung und Bedrückung um 1908 wieder ein und erreichte ihren Höhepunkt während des gegenwärtigen Krieges vor 1. März d. J. Auf unseren kirchlichen Konferenzen mußte unbedingt ein Vertreter aus dem Ministerium des Innern anwesend sein, außerdem der örtliche Polizeipristaw. Bei uns Mennoniten war es mehrere Jahre ein zum Innenministerium gehöriger Tischvorsteher, namens Bondar, der sich sehr freundlich stellte und das Vertrauen der meisten gewann, so daß man sehr offen gegen ihn war. Er hat das Mennonitentum gründlich studiert, unsere Forsteien besucht, die Forstbibliotheken durchstöbert usw. Unsere Vordermänner stellten ihm bereitwilligst alles mögliche Materiel zur Verfügung. Alles, was er auf solche Weise in

Erfahrung gebracht hatte, benutzte er später, um als Ankläger gegen uns aufzutreten. Unter dem Titel „Секта меннонитовъ“ (die Sekte der Mennoniten) schildert er mit dem Anschein der größten Sachlichkeit, wie schädlich die Mennoniten für das Vaterland seien. Wie er seine Beweise führt, zeigen wir an einem Beispiel: Er gibt genau die Zahl an, wie viel Postgegenstände (почт. отправленія) vom Halbstädter Postamt in mehreren Jahren vor dem Kriege ins Ausland abgeschickt sind, es sind zuletzt über 20000 in einem Jahr. Davon geht das meiste, wie er sagt nach Deutschland. Ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß wir alle sehr viel Verbindung mit Deutschland haben. Die Zahlen stimmen auch. Wer sollte dann nicht überzeugt werden. — Aber sehen wir uns die Geschichte etwas genauer an. In Halbstadt erschien unsere „Friedensstimme“, außerdem monatlich ein Missionsblättchen das „Erntefeld“. Von der „Friedensstimme“ allein gingen zirka 110 Exemplare, also im Jahr zirka 11,000 Kreuzbandsendungen ins Ausland, ein kleiner Prozentsatz von der Gesamtauflage (über 6000). Von diesen 110 Exemplaren gingen 55, also die Hälfte, nach Nordamerika, 20 nach Indien (an versch. Missionare aus unseren Kreisen), einzelne in verschiedene andere Länder und zirka 30 nach Deutschland. Wer waren aber die Adressaten in Deutschland? Es waren fast alle russische Untertanen, die dort zeitweilig zur Kur waren oder studierten. Eigentliche deutschländische Abonnenten waren sozusagen keine. — Diese unter Kreuzband abgeschickten Blätter waren in Bondars Berechnung alle mit gezählt, sie machten die Mehrzahl aus. Wir könnten aber auf Grund unserer Daten beweisen, daß nicht, wie B. sagt, die Mehrzahl nach Deutschland ging, sondern nach Amerika. B. wußte aber ganz genau von unserer zweimal wöchentlichen erscheinenden „Fr.“ und hat die Daten benutzt, um bewußter Weise zu entstellen.

Das ist nur ein Beweis, wie man auf die Volksstimmung einzuwirken suchte, um uns zu verdächtigen. Gegen die russischen sogenannten Sektanten wurde noch mehr geheßt. Unter dem 12. Dezember 1914 wurde an die Gouverneure ein geheimes Zirkular gesandt, in dem nachgewiesen wurde, daß die „Evangelischen Christen“ die geheimen Verbündeten und Freunde Wilhelms seien

und daß ihre Tätigkeit in jeder Hinsicht eingeschränkt und gehemmt werden müsse. Von der Zeit an wurden fast alle evangelischen Bethäuser geschlossen, die registrierten Gemeinden aufgehoben, keine erbaulichen oder geschäftlichen Versammlungen waren erlaubt, die meisten Prediger wurden nach Sibirien geschickt, von wo sie erst nach der Umwälzung zurückkehren durften. Was diese auf dem Stappenwege nach Sibirien erduldet haben, kann ein Uneingeweihter sich nicht vorstellen.

Dieser Geist der Unduldsamkeit durchdrang die verschiedensten Beamtenkreise. Der Direktor der Volksschulen im Taurischen Gouv. Margaritow untersuchte die Schulen bei seinen Besuchen wenig auf ihre Leistungen, er nahm wenig Anteil an der geistigen und materiellen Lage der Lehrer, aber er hielt es für seine Aufgabe, sie streng zu fragen, ob sie etwa Baptisten seien, obzwar er gut wußte, daß alle nichtrussischen Lehrer in den menn. Schulen, Mennoniten sind.

Schon lange vorher ist ernstlich um „offene Türen“ für das Evangelium in Rußland gebetet worden, und zwar nicht nur in Rußland. Wir müssen uns schämen, wenn man uns erzählt, daß in Amerika besondere Gebetstunden abgehalten wurden, in denen um die Religionsfreiheit in Rußland gebetet wurde. Kein Kulturstaat der Erde, sogar China und die Türkei, war so unduldsam in Glaubensangelegenheiten wie Rußland.

Mit welcher Freude und Begeisterung gerade in den evangelischen Gemeinden die Freiheit begrüßt wurde, davon mußte ich mich überzeugen, als ich im März d. J. in Petrograd war.

Zwar war es schon vorher zu merken, daß überall ein ernstes Heilsverlangen unter dem Militär und auch in Zivilkreisen vorhanden war, jedenfalls waren durch die Not der Zeit viele Herzen empfänglich gemacht und suchend geworden. Wir führen ein Beispiel an: Ein gläubiger Unteroffizier las in den Laufgräben jeden Morgen sein Neues Testament. Seine Soldaten baten ihn, er möchte ihnen jedesmal laut vorlesen. Er tat es und knüpfte kurze Bemerkungen an das Gelesene. Sein Offizier verbot ihm das aufs Strengste. Weil aber die Soldaten es wünschten und er in diesem Fall glaubte, Gott mehr gehorchen zu sollen als den

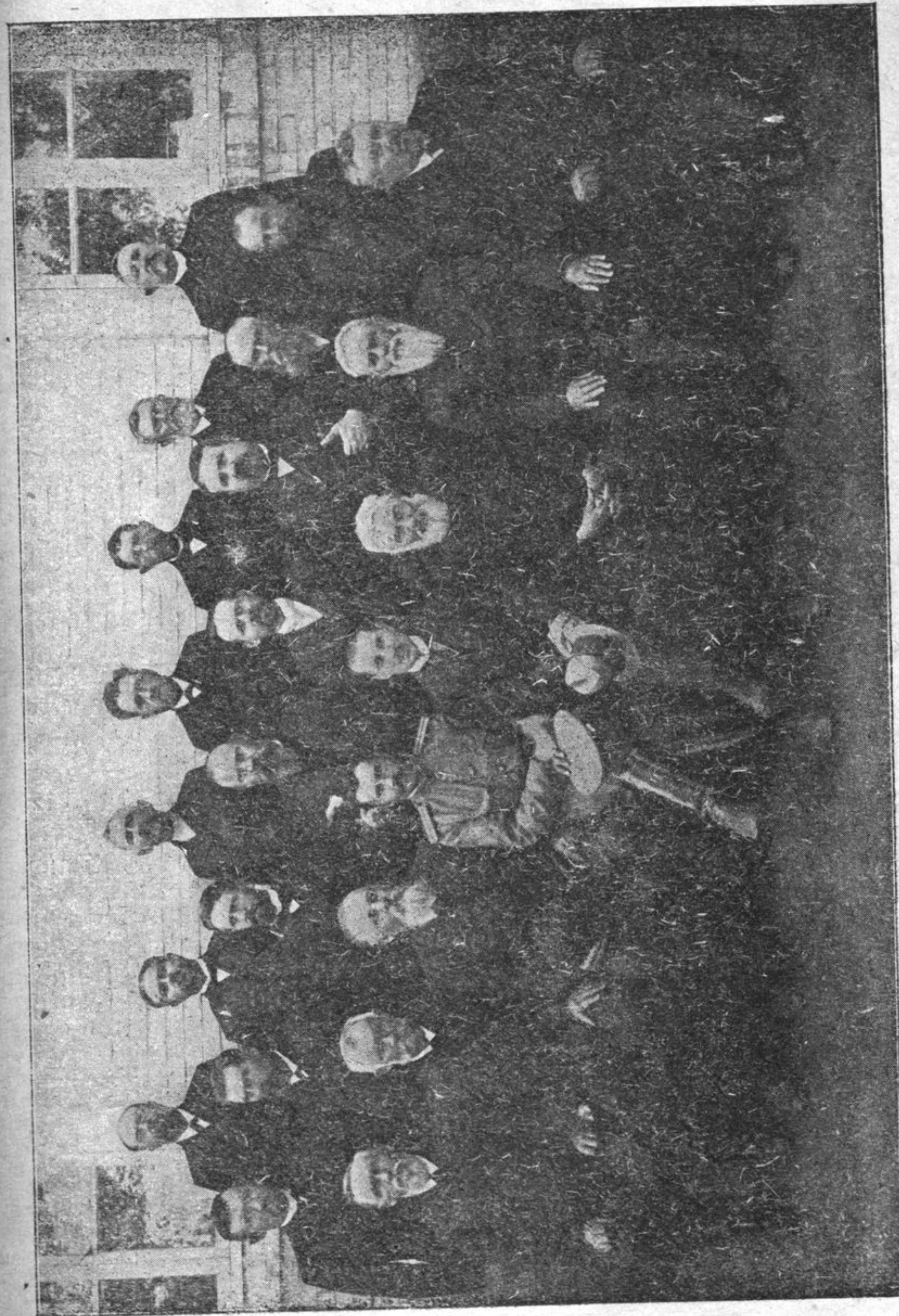
Menschen, setzte er seine täglichen Morgenandachten mit den Soldaten fort. Der Offizier war augenscheinlich in Verlegenheit, denn der „ungehorsame“ Unteroffizier hatte für Tapferkeit eine Auszeichnung: das Georgskreuz. Da ging plötzlich, wie von ungefähr, der Revolver des Offiziers los und traf den Unteroffizier tödlich. Damit war dem Anschein nach die „schädliche Propaganda“ beseitigt. —

Mit dem Anbruch der Freiheit durften auch wieder Testamente an die Front gesandt werden, was früher verboten war. Es fing jetzt eine Nachfrage nach geistlicher Literatur an, wie noch nie vorher, ein Zeichen dafür, daß die verschiedenen Leiden und Gefahren dieser Zeit bei manchen ein geistliches Bedürfnis geweckt hatten. Besonders stark war die Nachfrage nach Bibeln kleinen Formats, die bequem an die Front und sonst auf Reisen mitgenommen werden konnten. Diese aber waren bald vollständig vergriffen und zum Druck einer neuen Taschenbibel waren noch nicht die ersten Schritte getan. Bis eine solche fertig ist, kann ein Jahr vergehen. Es wird jetzt aber daran gearbeitet.

Eine Hebamme in Sibirien suchte dort an verschiedenen Stellen eine Bibel, fand aber keine. Endlich fand sie eine bei einer alten Frau, diese wollte sie ihr aber nur nach ihrem Tode geben. Zuletzt kam sie nach Petrograd und war sehr erfreut, hier eine Bibel kaufen zu können.

Auch in anderer Weise wird energisch gearbeitet, um christliche Wahrheiten und Grundsätze unter das Volk zu bringen, wobei die konfessionellen Unterschiede in der Regel fast gar nicht berührt werden. Es ist durch religiöse Unduldsamkeit genug Unheil angerichtet. Vielfach ist diese Arbeit mit sozialer Hilfeleistung verbunden.

Ein russischer evangelischer Prediger aus Petrograd schreibt: „Wir haben in verschiedenen Teilen der Stadt wöchentlich 15 Versammlungen darunter eine für Offiziere, dann noch Frauenversammlungen, welche M. J. leitet. Der Verkauf von Traktaten in der Straßenbahn, auf der Straße, in den Traktiers geht gut. Nur ist fast nichts mehr zu verkaufen“. Das ist nur in einer Gemeinde, deren dort mehrere sind. Außerdem arbeiten dort: die Heilsarmee, die Straßenmission, die Methodisten usw.



In Moskau, Rjew und verschiedenen andern Städten tun christliche Soldatenvereine eine gesegnete Arbeit. Unter anderm werden Extramännerversammlungen gehalten, in denen über die Sittlichkeitsfrage gesprochen wird.

Westeuropa hat sich unseres Erachtens mehr oder weniger bewußt gegen das Licht der Wahrheit im Evangelium verschlossen. Die orthodoxe Kirche hat dem russischen Volke die grundlegenden evangelischen Wahrheiten wenig nahe gebracht, ist meistens am Aeußeren haften geblieben. Solches wurde auch, wenn einzelne Geistliche mehr lebendiges Evangelium predigen wollten, durch die obere Behörde gehindert. Da kommt uns jetzt unser Vaterland wie ein jungfräulicher Boden vor und wir haben, trotz vieler gegenwärtigen Stürme, große Hoffnungen, daß es sich geistlich, und dann auch geistig und wirtschaftlich gut entwickeln wird. Denn „die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens“. 1. Tim. 4, 8.

Das Bild S. 63 stellt eine Gruppe menn. Abgeordneter einer religiösen Gemeinschaftskonferenz (Jahressitzung der M. Br. G.) dar, abgehalten in Tiege, Gouv. Cherson im Jahre 1911. In der untern Reihe in der Mitte sehen wir den Stanowoj Bristaw und rechts neben ihn den Bramten aus dem Ministerium des Innern, Bondar.



10 Lebensregeln des nordamerikanischen Präsidenten Garfield:

1) Verschiebe nicht auf morgen was du heute tun kannst; 2) Bemühe nicht andere mit dem, was du selbst tun kannst; 3) Verfüge nie über Geld, ehe du es hast; 4) Kaufe nie etwas Unnützes, weil es billig ist; 5) Hochmut macht mehr Kosten, als Hunger, Durst und Kälte; 6) Trinken und trink lieber zu wenig, als zu viel; 7) Betrachte alles von der guten Seite; 8) Nichts ist zu schwer, was man gern tut; 9) Sorge nicht eher, als es Zeit dazu ist; 10) Bist du zornig, zähle bis 10; bist du sehr zornig, zähle bis 100.

Die Mondphasen (Mondviertel) vom August bis Dezember:

		Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Erstes Viertel	☾	2				
Vollmond	☾	9	7	6	5	4
Letztes Viertel	☾	15	14	13	12	12
Neumond	●	23	22	21	20	20
Erstes Viertel	☾	31	30	29	28	28

Was ist Wahrheit.

Was ist Wahrheit? ruft der Spötter
In des Witzes leichtem Ton,
Hohn trifft seines Wahnes Götter,
Lästerung des Menschen Sohn.
Heilige Bande, frech zerrissen,
Tritt er in des Lasters Staub,
Und die Hölle im Gewissen,
Stirbt er, der Verzweiflung Raub.

Was ist Wahrheit? fragt der Weise
In der Sehnsucht stillem Drang,
Forschet kühn und folget leise
Der Entwicklung Stufengang,
Mißt der Sterne weite Bahnen,
Dringet in der Erde Kern,
Doch das Höchste bleibt ihm Ahnen
Und das Ziel unendlich fern.

Was ist Wahrheit? fleht der Fromme,
Ahnend blickt er himmelwärts,
Ob von oben Frieden komme
In das zweifelsbange Herz.
Und, eh' er noch halb vollendet
Dieses Lebens dunkeln Lauf,
Geht schon hier, von Gott gesendet,
Ihm der Stern des Heiles auf.

Was ist Wahrheit? hörts ihr Spötter,
Hörts ihr Weisen, Frommen all:
Einer nur ist euer Retter
Aus des Wahns, der Sünden Fall!
Von der Gottheit Willen zeuget,
Der gesandt von ihrem Thron,
Naht, ihr Menschenfinder, beuget,
Beugt euch vor des Menschen Sohn!

Wahrheit blüht auf deinen Wegen,
Jesu, lebt in deiner Tat;
Wahrheit reift in mildem Segen
Aller deiner Leiden Saat!
Jesu, Leben, Licht und Wahrheit,
Starker Held, wir folgen dir,
Ewig strahlt in Siegesklarheit
Deines Kreuzes Sternpanier.

R. Rud. Hagenbach.

Das Großweider Waisenhaus während der Kriegszeit.

Mit froher Hoffnung und guter Zuversicht ruderten wir auf unserm Lebenskahn aus dem 1913 ins 1914 Jahr hinein, denn Gott war mit uns. Vielfach hatte er uns seine Allmacht und Durchhilfe in vielen Schwierigkeiten erfahren lassen, und auch herrliche Zeiten der Erquickung wurden uns im Sonnenschein seiner Liebe zuteil. Dies gab uns Mut, immer mehr und bestimmter Ihm alle unsre Wünsche und Bedürfnisse zu Füßen zu legen.

Es fehlte mehr Raum zur Erleichterung unserer ganzen Arbeit. Wir wandten uns zu Gott mit dieser Sache und fanden Erhöruna am 25. Januar durch die Möglichkeit, ein neuerbautes Haus zu 3300 Rbl. zu kaufen. Dieses Haus wurde zu einer Lehrerwohnung eingerichtet, in die unser Anstaltslehrer Dietrich Esau mit seiner Familie anfangs Mai einzog. Auf dem andern Ende bauten wir noch einen sechs Faden langen Andachtsaal an. Die über hundert Fuder Erde, die das hohe Fundament erforderlich machte, wurden von unseren Knaben mit großer Lust und Freude gefahren.

Schon längere Zeit fühlten wir die Notwendigkeit einer Abteilung, wo wir unsern heranwachsenden Jungen eine vielseitige Beschäftigung bieten könnten, um ihnen Zeit und Gelegenheit zu geben, sich für einen ihren Gaben entsprechenden Lebensberuf zu entscheiden. Da kamen wir zu dem Entschluß, eine Landwirtschaft zu kaufen und dort auch Werkstuben einzurichten.

Nicht lange darnach wurde uns eine Wirtschaft mit 48 Desj. Land auf Kuruschan, zwischen Rosenort und Tiegerweide, 40 Werst von Großweide, zum Kauf angeboten. Viel Kämpfe und viel Kniearbeit gabs, bis wir uns einig wurden, trotz ziemlich leerer Kasse, im Vertrauen auf den, dem alle Dinge möglich sind, dieses kleine Gut zu kaufen. 21 500 Rbl. war der Preis. Der Kauf wurde

am 2. Juni geschlossen und 500 Rbl. aus unsrer Kasse Handgeld gezahlt.

Noch war kein Monat der Freude und frohen Hoffnung verflossen, als das Schreckenswort „Krieg“ durch alle Lande ging. Verschiedene Gefühle gingen durch unsere Herzen, fragend blickten wir in die Zukunft. Doch wir wußten, daß der Allweise im Regimente sitzt, und daß Er es gewesen, der es uns geheißen, zu tun, was wir getan. So legten wir alles zu Seinen Füßen, auch legten wir jede Sorge fürs „Weiter“ auf Ihn. Und wir bekennen zu Gottes Ehre, daß wir im Vertrauen zu ihm nicht zu schanden geworden sind, sondern daß unsere Anstalt heute schuldenfrei vor seinem Angesichte steht. Ja, herrlich hat Jehova sich an uns und unsrer Arbeit bewiesen! Ihm sei Dank und Ehre dafür von allen, die es lesen und hören werden!

Im August zogen unsre Kinder Abraham und Tischen nach Kuruschan. Es sollte Brache gepflügt und Winterweizen gesät werden, dazu schenkte der liebe Gott uns durch einen lieben Bruder fünf Pferde.

Doch nicht nur Freuden hat der liebe himmlische Vater für seine Kinder. Wir mußten wieder in Prüfungen hinein. Unser lieber Lehrer Esau wurde mobilisiert. Wen würde Gott als Ersatz geben? Abraham, unser Sohn, welcher zwei Jahre als Lehrer in unserer Schule gearbeitet hatte, war nicht sehr gesund und deshalb von uns nach Kuruschan versetzt worden. Wohl war er fähig, seiner Gesundheit wegen die Schule zu übernehmen, aber wer sollte seine Lücke auf Kuruschan füllen? Der treue Gott wußte Rat. Br. Gerhard Friesen, Großweide, meldete sich als Wirtschaftler und Schw. Lenchen Janzen wurde willig, die hausmütterlichen Pflichten und die weitere Erziehung der Knaben zu übernehmen und mit nach Kuruschan zu ziehen. So löste der Herr unsre bangen Fragen. Abraham übernahm wieder seinen Posten in der Schule und Tischen den in der Küche als Stütze der Hausmutter. Nicht nur einen Wirtschaftler gab Gott uns in Bruder

Gerhard, sondern auch einen Meister in Holzarbeiten für die Jungen. So haben sie den Winter hindurch an der Hobelbank gearbeitet und manch ein Haus- und Wirtschaftsgerät gemacht.

In diese Zeit fällt auch die Beendigung des Baues bei der Lehrerwohnung. Die Zuhörerbänke wurden in den fertigen Andachtsaal gesetzt und derselbe zugeschlossen, bis er geseglich bestätigt sein würde.

In den Oktober des Jahres 1914 treffen zwei für uns wichtige Ereignisse: 1) mußte unser Sohn Abraham sich zum Staatsdienst stellen und wurde auf ein Jahr aufgeschoben und 2) ließ Gott es zu, daß ich und meine liebe Frau auf dem Wege von Tschernigowka nach Hause von zwei Banditen überfallen wurden, die Geld verlangten und die mir beim Herausziehen des Geldbeutels denselben aus der Hand rissen und das Gesicht zerschlugen.

Doch nach Regen folgt Sonnenschein. Dies erfuhren auch wir und Gott zeigt uns immer wieder, daß die Sonne seiner Liebe unaufhaltsam über uns scheint, selbst dann, wenn dunkle Wolken sie uns zu verdecken scheinen. So zeigte Er uns anfangs November seine Fürsorge. Am 29. Oktober erhielten wir die Aufforderung, uns von Fürstenau ein fettes Schwein zu holen. Darauf wurden wir alle, Eltern, Schwestern und Kinder, uns einig, den lieben Heiland zu bitten, uns gleich noch mehr Schweine zu schicken. Gott erhörte. Am 1. November kamen zu unserer großen Freude zwei fette Schweine. Am 3. November morgens wurde unser Fuhrwerk nach Fürstenau geschickt, auf Mittag wurde von Fürstenwerder noch ein Schwein gebracht. Im Anblick dessen, wie der himmlische Waisenvater für uns sorgte, wünschte die Hausmutter sich noch mehr, und zwar, daß der liebe Gott gleich eine Kuh schicken möchte, und wir trauten es dem Allmächtigen zu, daß Er auch die noch bis zum 6. November, dem Schlachttage, schicken könnte. Und Gott gewährte uns auch diesen Wunsch. Am 5. kam ein Leiterwagen aus Steinbach und darauf

stehend die von Gott erbetene Kuh. Das war ein großer Jubel und wir durften vier Schweine und eine Kuh zugleich schlachten.

Der Gesundheitszustand unserer Waisenschar war ein durchweg guter. Nur unsere liebe Schwester Lena Both lag längere Zeit im Muntauer und später im Orloffter Krankenhause, wo ihr ein Bein abgenommen wurde. Auch unser lieber Jakob Regehr, ein Waisenknabe, lag wegen Knochen-Tuberkulose am Bein längere Zeit im Muntauer Krankenhause.

Als wir an der Schwelle des neuen Jahres 1915 standen und zurückblickten auf das verflossene Jahr, mußten wir bekennen: der Herr hat alles wohl gemacht. Obzwar es manche Täuschung und manches Schwere gab, durften wir doch viel Gutes vom Herrn erfahren und genießen. Ihn, den Herrn, wollen wir preisen für jede Durchhilfe in alle Ewigkeit.

Das Jahr 1915 birgt für uns eine Kette von Wundern, die Gott vor unsern Augen offenbarte. Ganz besonders sahen wir seine Durchhilfe in bezug auf Kuruschan. Ende März wurde Br. G. Friesen eingezogen. Da gab der Herr uns wieder manches Schwere, doch waren wir dankbar, daß wir Br. Gerhard den ganzen Winter und die Saatzeit hindurch gehabt hatten. Als Abraham die Schule geschlossen hatte, zog er wieder nach Kuruschan. So wie aber jeder Anfang schwer ist, so war es auch dort. Es fehlte soviel umzuändern, einzurichten und anzuschaffen. Die Kasse aber war ganz leer, da galt es, um Geld zu beten und Gott zu vertrauen. Doch Gott ist treu, Er steht zu seinem Wort und zu den Seinen. Er gab uns, bis wir, ich und meine liebe Frau, zur Einrichtung hinführen 300 Rbl. Zuerst wurde der Stall des einen Wohnhauses zur Werkstube eingerichtet, die vorläufig als Schlafzimmer der Jungen, die zum Sommer nach Kuruschan kommen, dient. Dann wurde ein Bassin gegraben und auszementiert, die Scheune neu gedeckt, wozu die Dachpfannen von einem

lieben Bruder geschenkt wurden. Als wir mit diesem allen fertig waren, wies es die Rechnung aus, daß die 300 Rbl. gerade ausgereicht hatten.

Nun fehlten aber alle Maschinen zum Einern des schon reisenden Getreides. Gestützt auf die Verheißung Ps. 37, 4—5, „Habe deine Lust an dem Herrn . . .“ fingen wir an, dem Heiland unsere Wünsche ans Herz zu legen. Sie waren: Eine gute Bindemaschine, einen Dreschkasten und einen Motor zu haben. Im Blick auf uns waren die Wünsche groß, bei fast leerer Kasse, doch nicht zu groß für unsern großen Gott!

Und aufgefordert durch den Psalmisten, seine Wunder zu erzählen, rufen wir allen Lesern zu: „Gott ist groß und gut, Er gab uns alles, was wir wünschten, Ihm sei Ehre.“ Mit dankerfülltem Herzen wollen wir erzählen, wie er es getan.

Im Blick auf unsere sich goldig färbenden Felder wurden unsere Bitten dringender. Da hörten wir, daß in Lichtfelde mein Onkel, D. Harder, seinen noch fast neuen Binder zu verkaufen wünschte. Wir brachten die Sache vor Gott und baten ihn, wenn es sein Wille sei, daß wir diese Maschine kaufen sollten, uns doch Geld zu schicken. Mit 25 Rbl. fuhr ich hin, sie zu besehen. Auf dem Wege dahin stiegen Herzensseufzer zu Gott empor, den Kauf nach seinem Willen ausfallen zu lassen oder zu verhindern. Aber es war kein Hindernis da und der Handel wurde geschlossen. Die 25 Rbl. waren Handgeld und das Uebrige blieb zu 70% auf vier Monate stehen. Großer Jubel war unter den Jungen über diesen Kauf. Und unsere Bitte zu Gott war doch, uns die übrigen 300 Rbl. so bald als möglich zu schicken und ebenso auch Geld zu Spagat. Und Gott verherrlichte sich und schickte schon am andern Tage die erbetenen 300 Rbl. Wir konnten am 1. Juni die Maschine holen und bar auszahlen. Das gab uns Mut, noch Größeres von Gott zu erwarten, denn der uns die Bindemaschine in drei Tagen schuldenfrei schenken konnte, der reiche Vater, dem Gold und Silber gehören, der könnte uns auch eine neue Dresch-

maschine geben. Unser Glaube war gestärkt und wuchs. Doch konnte ich nicht anders als zu den Kindern sagen: Wir wollen nicht vergessen, hinter unsre Bitten stets: „Dein Wille geschehe“, zu setzen. Denn wenn es für uns besser sei, mit einem alten Dreschkasten oder gar mit Steinen zu dreschen, so wollten wir es zufrieden aus Gottes Hand nehmen. Aber bitten durften wir und uns im Glauben auf seine Verheißung Ps. 37, 4, stellen. Inzwischen fuhr ich nach Großweide, um zu sehen, wie es den Schwestern und den Kindern gehe. Da sagte man mir, es sei ein Zettel gewesen, daß jeder seine Wage nach Gnadenfeld zum Stempeln bringen sollte. Da niemand zum Schicken war, fuhr ich selbst, mußte aber geschäftshalber erst nach Rudnerweide zu H. Hamm fahren. Als dieser erfuhr, daß ich auf dem Wege nach Gnadenfeld sei, ersuchte er mich, für ihn etwas Geld im Gebietsamte abzugeben. Beim Abgeben des Geldes fragte mich der Gebietschreiber, ob ich wisse, daß fürs Waisenheim 300 Rbl. da seien. Er handigte mir die Summe auch gleich ein. Wie mein Herz jauchzte, kann ich nicht beschreiben. Wußte ich doch gleich, daß es Geld zur Dreschmaschine sei. Jetzt wußte ich, warum ich über Rudnerweide fahren mußte, und das Geld mir mitgegeben wurde, sonst wäre ich nicht im Gebietsamte angefahren, und wir hätten das so lange erbetene Geld dann nicht erhalten. In froher Hoffnung, daß Gott uns einen neuen Dreschkasten geben werde, fuhr ich weiter nach Koruschan und von dort aus mit meinem Sohne Abraham nach Melitopol. Aber unverrichteter Sache kehrten wir heim, denn die 6kräftigen Maschinen kosteten bei Barzahlung 600 Rbl. Dies war aufs neue eine Probe.

Unsere Bitten, daß Gott uns seinen Willen zeigen und die richtigen Weg führen möchte, wurden dringender. Den Spagat, welcher bestellt und worauf 60 Rbl. Handgeld gegeben war, konnten wir bezahlen, da der Herr uns durch eine liebe Schwester 200 Rbl. schickte. Am 23. Juni bekam ich besondere Freude, nach Waldheim zu fahren und dort in der Fabrik eine Dreschmaschine zu kaufen. Des Morgens

beteten wir noch über diese Sache, und nach Frühstück nahm ich die 355 Rbl., die in der Kasse waren, und beim Einstecken des Geldes sagte ich zu meiner lieben Frau: „Für diese 355 Rbl. will ich einen Dreschkasten kaufen.“ In der Fabrik angekommen, besahen wir die Maschinen und ich suchte mir eine aus, die meinen Wünschen entsprach. Als wir ins Kontor gingen, seufzte ich zum Herrn, mir doch den Dreschkasten zu schenken. Als der Schreiber die Preisliste durchsucht hatte, sagte er zum Direktor gewandt: „Der Preis gegen Barzahlung ist 455 Rbl.“ Darauf sagte Herr Neufeld zu mir: „Wir werden Ihnen 200 R. bis zum Herbst stehen lassen und 255 zahlen Sie gleich, können Sie das?“ Als ich es bejahte, wurde darauf die Rechnung geschrieben, wozu der Schreiber meinen Namen und Wohnort zu wissen begehrte, denn ich war ihnen von Angesicht unbekannt. Als ich das Gewünschte sagte, blickte Herr Neufeld mich prüfend an und fragte, ob ich der Waisenvater von Großweide sei. Dann stellte er verschiedene Fragen in Bezug der Waisenarbeit und sagte nach längerem Schweigen, daß er schon lange die Aufgabe gehabt, etwas für die Waisen zu tun und vielleicht ginge es hier in dieser Rechnung zu machen. „Hören Sie“, sagte er, „geben Sie mir 355 Rbl., dann sind sie nichts schuldig auf den Dreschkasten, können Sie das?“ Ja, gerade soviel hatte ich in der Tasche. Als ich bei der Kasse bezahlte, wurden mir noch fünf Rbl. zurückgegeben; so kostete die Dreschmaschine 350 Rbl. Gottes Rechnungen stimmen immer!

Einen Motor hatte ich mir auch angesehen, der Preis war 1450 Rbl., das ist großes Geld. Die Hälfte davon sollte gleich, die andere im Herbst eingezahlt werden.

Mit frohem Herzen trat ich die Heimreise an. Er, der bisher geholfen, Er werde auch weiter helfen, dies war meine Zuversicht. Und wie groß war die Freude der Kinder über die Erhörung unserer Gebete und die großartige Erfüllung unserer Wünsche. Dringender denn zuvor ermahnte ich die Kinder, den Herrn zu bitten, uns weiter zu zeigen,

was wir zu tun hätten, denn die Ernte war da. Ein altes Roßwerk, an dem viel zu reparieren war, wurde uns angeboten, doch uns fehlten dazu die Zeit und Kräfte. „Was will der liebe Gott, das wir tun sollen“, das war für uns die wichtigste Frage. Daß er uns den Motor geben könne, daran zweifelten wir gar nicht, aber ob es für uns gut sei in dieser teuren Zeit, während so viele entbehren müssen, ob Er es wolle, das war die Frage unseres Herzens.

Es war Sonntag, am 28. Juni, als mein Herz etwas gedrückt war. Die Knaben hatten schon etliche Tage Weizen gemäht und noch war weder Geld zum Motor da, noch eine andere Tür geöffnet. Wie würde Gott antworten auf unsere Bitten? In gedrückter Stimmung, doch die Sache Gott empfehlend, legte ich mich nach dem Mittagessen hin, um zu ruhen. Als ich eingeschlafen war, zeigte der Herr mir im Traume seinen Weg. Mir träumte, ich führe nach Waldheim, einen Motor zu kaufen, brachte mein Anliegen Herrn Neufeld vor und nannte ihm auch die kleine Summe, die ich als Handgeld zahlen könne. „Ja“, sagte Herr Neufeld, nachdem ich ihm die Summe des Handgelds genannt hatte, „das ist etwas wenig, aber einen Motor können Sie doch haben, geben Sie mir das Handgeld, und das Uebrige zahlen Sie, wann sie können. Können Sie zahlen — so zahlen Sie, wenn nicht — so zahlen Sie nicht.“ — Als ich beim Bespertisch den Traum erzählte, sagten mehrere Jungen: „Papa, jetzt fahren Sie doch hin, vielleicht wird es auch so.“ Montag, den 29. Juni fuhr ich Geschäfte halber nach Halbstadt. Als ich bei „Raduga“ vorbeifuhr, wurde ich angerufen und gebeten, auf dem Rückwege anzukommen. Als ich dieser Aufforderung nachkam, überreichte mir ein Bruder aus Millerowo 200 Rbl. und Br. Kl. auch noch 75 Rbl., welche von Freunden der Anstalt eingekommen waren. Im freudigen Bewußtsein, daß dies das Handgeld zum Motor sei, fuhr ich den 30. Juni mit 250 Rbl. nach Waldheim. Da es aber nicht einmal die Hälfte der Summe war, die mir damals bei der Besichtigung des Motors gleich zu

zahlen genannt worden war, so fuhr ich noch in Gnadenfeld im Postamt an, ob da nicht noch Geld fürs Waisenhaus sei. Aber nein! Gott wußte, daß ich genug bei mir hatte.

In Waldheim nun erlebte ich buchstäblich meinen Traum. Es setzte mich in Staunen, daß Herr Neufeld genau die Worte brauchte, die er im Traume zu mir sagte. Als ich meine Rechnung, daß ich 250 Rbl. gezahlt und das Uebrige in unbestimmter Zeit zu zahlen hätte, in Händen hatte, fuhr ich glücklich nach Hause, im Gedanken, die Erfüllung meines Traumes den Jungen erzählen zu dürfen. Jubelnd riefen mehrere: „So ist Papas Traum doch wahr gewesen!“

Nach etlichen Tagen beendigten wir das Mähen und Sonnabend fuhr Abraham mit einigen Jungen nach Waldheim, den Motor und die Dreschmaschine zu holen. Gott gab Segen zu der Sache und half nach allen Seiten, so daß wir schon Dienstag anfangen zu dreschen. Wir baten nun den Herrn, sich doch zu beweisen als denjenigen, der die belohnt, die mit ihm und seiner Allmacht rechnen, und uns doch bald das Geld für den Motor zu schicken. Sonnabend fühlte ich einen großen Zug nach Hause (das heißt Großweide). Man versuchte mich aufzuhalten, doch ich mußte fahren. Kaum war ich etliche Stunden zu Hause, als ein Mann zu uns kam, mit der Meldung, daß fürs Waisenheim in Alexandertal ein Erbteil von 1000 Rbl. von Herrn Sudermann sei. Als ich Montag hinfuhr, überreichte man mir ein Heft mit der Notiz, daß der Verstorbene bereits ein Jahr zuvor dem Herrn für Waisen 1000 Rbl. versprochen hätte, welche nach seinem Tode ausgezahlt werden sollten. Sie befanden sich im Kartoffelkeller in einem alten Gallosch. So hatte Gott schon ein Jahr vorher das Motorgeld für uns fertig gehabt. Dienstag fuhr ich, auf dem Wege nach Koruschan, über Waldheim, um die 1000 Rbl. einzuzahlen, was nicht wenig Staunen hervorrief und ich durfte dort im Kontor Gottes wunderbare Hilfe rühmen.

Unsere erste Ernte war segensreich. Als die Ernte beendigt war, trat die Kohlenfrage an uns heran, denn die Kohlen brauchten wir für den Winter. Am 14. August fuhr ich nach Gnadenfeld ins Postamt. Dort hob ich etwas über 500 Rbl. Zugleich erhielt ich einen Brief vom Spender der 500 Rbl. Er schrieb, er habe schon längere Zeit das Bewußtsein in sich getragen, dem Waisenhaus Geld schicken zu müssen, nur sei bis jetzt nach seiner Meinung der Weizenpreis zu niedrig gewesen. Doch er hätte der Warnung nicht länger widerstehen können, er hätte Weizen verkauft und uns das Geld geschickt. Er wünschte nun zu erfahren, ob sein Gefühl, daß wir in Geldnot seien, berechtigt gewesen sei oder nicht. So wußte unser himmlischer Vater uns das Geld zu schicken, als wir es brauchten. Am andern Tage fuhr ich nach Tschernigowka und kaufte einen Waggon Kohlen zu 500 Rbl. Wieder zeigte Gott, daß er genau wisse, wieviel wir brauchten. Auch nachher hat Gott uns treu mit Kohlen und Holz versorgt.

Wir traten hinüber ins Jahr 1916. Obwohl die Zeiten immer ernster, die Lasten immer drückender wurden, hat Gott uns doch treu hindurch geführt durch Freud und Leid. Eine große Freude durften wir am 22. Januar erleben. Es war der Tag unseres 25-jähr. Ehejubiläums, unserer Silberhochzeit. Obwohl wir keine Einladungen ausgesandt hatten, waren doch viele Freunde zur Feier erschienen und freuten sich mit uns an der großen Kinderschar, die durch ihre Gespräche und Gedichte das Fest verschönten.

Lena Both, die ihrer Krankheit wegen schon längere Zeit bei ihren Verwandten gelebt hatte, sehnte sich zurück dahin, wo sie dem Herrn fünf Jahre in Treue gedient, und hatte nur einen Wunsch: noch die letzte Zeit ihres Lebens in der Nähe ihres Arbeitsplatzes zu sein und auch hier zu sterben. Um diesen Wunsch zu erfüllen, pachteten wir in der Nähe der Lehrerwohnung ein leerstehendes Haus, richteten es zu einer Krankenabteilung her und durften am 29. April unser liebes „Bethel“ einweihen. Dahin zogen

nun mit freudigem Herzen Schwester Lena Both und unsre kleine fröhliche Agnes, die auch kränkelte, mit einer alten kranken Frau Harder, die bis jetzt im Dorfschäuschen wohnte. Doch schon am 16. Mai starb Agnes unerwartet, doch in seliger Hoffnung, denn sie hatte dem Heiland ihr Herz schon lange vorher geschenkt. Bisher war schon Schwester Lenas Sehnsucht nach Erlösung von Schmerz und Pein groß, nun nach Agnes Tode wurde sie noch größer. Und sie durfte ihrer lieben Leidensgefährtin nach 25 Tagen folgen. Während des 10-jährigen Bestehens des Waisenhauses war Agnes, die wir am 19. Mai zur letzten Ruhe geleiteten, die erste Leiche von den Waisenkindern. Schwester Lena wurde am 14. Juni begraben, als Erstling unserer Schwesternschar. Frau Harder aber genas und zog zu ihren Verwandten. Unser Bethel hatte seinen Dienst getan und ging ein, denn die Pflegeschwester zog zurück ins Heim.

Verschiedene Prüfungen traten uns in den folgenden Monaten entgegen, es gab viel Entbehrungen, aber andererseits auch wieder Glück und Freude. Besonders eingedenk ist uns der 8. September. In der Kasse war Ebbe und bange schauten wir in die Zukunft. Vieles war nicht da was wir nach unserer Meinung nötig brauchten, und dann ging noch das unentbehrliche Schmalz zur Reige. Unsere liebe Hausmutter wollte in Tschernigowka noch Sonnenblumenöl kaufen und dieses mit dem bißchen Schmalz zusammenschmelzen — und dann wußte sie nicht weiter. Ich hatte noch einige notwendige Einkäufe zu machen. Als die bezahlt waren, war kein Geld zu Del mehr da. Dunkle Sorgenwolken stiegen vor den Blicken meiner lieben Frau auf, lag doch die Verantwortung des Tischdeckens, menschlich gesprochen, auf ihren Schultern. Aber ein anderer wars, der unsere Blicke auch in dieser Stunde auf sich zog. Er, der den Elias speiste mit Fleisch und Brot, der hatte auch uns bisher nicht hungern lassen. Und schon am andern Tage fand der Herr Handlanger, die uns eine Merka Schmalz brachten. Und als auch dieses verbraucht war, sorgte der Herr treu weiter.

Die Schulzeit nahte heran und noch war keine Aussicht für uns, daß wir einen Lehrer bekommen würden. Alle, die der Herr uns zeitweilig gegeben, waren eingezogen.

Das vorige Jahr war durch mehrfachen Lehrerwechsel schon sehr schwer gewesen und nun schien es, wir würden ganz ohne Lehrer bleiben, das ging unmöglich. Unsere Bitten waren dringend, da lenkte der Herr unsere Gedanken auf Bruder J. Ediger, Berdjansk. Sollte es möglich sein, daß Gott uns diese Kraft geben würde? Ja, der Herr bewog ihn, wie einst den Apostel Paulus durch den Ruf aus Mazedonien: „Komm herüber und hilf uns!“ dem Rufe zu folgen. Und der Herr segnete uns in gemeinsamer Arbeit reichlich.

Gar vieles könnten wir noch erzählen, wie er geprüft, gesegnet und geholfen, doch sei es genug für diesmal, nur ein Ereignis will ich noch erwähnen. Es ist der Tod unseres lieben Jakob Regehr, von dem ich oben schon sprach. Sein Bein war zugeheilt und er besuchte den Winter hindurch als froher Junge und erster Schüler die Schule. Er wurde zum Examen vorbereitet und sollte im Herbst in die Handelsschule eintreten, wurde aber kurz vor den Examina krank an Influenza und nach drei Wochen starb er an den Folgen dieser, in unserem Hause gar heftig aufgetretenen Krankheit. Es war ein tiefer Schmerz und gar unerwartet trat er ein. Er wollte leben, lernen, groß und nützlich werden, aber der Herr holte ihn heim und wir begruben ihn am Charfreitag den 31. März.

Im Rückblick auf die Erfahrungen in der verflossenen Kriegszeit müssen wir ausrufen: „Es ist dem Herrn gleich, durch viel oder wenig zu helfen! Er ist und bleibt treu! Ihm sei Ehre in Ewigkeit von allen seinen Kindern!“

Abraham Harder.

